

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1917**

143 (22.6.1917) Unterhaltungs-Beilage

# Unterhaltungs-Beilage.

## Das Priesterseminar.

Italiensche Humoreske von Paul Ernst.

Aurelio ist der jüngste Sohn eines reichen Bäckermeisters. Ob der Vater Bedenken spürte über die Entstehung seines Vermögens und deshalb eine verwandtschaftliche Beziehung zum Himmel für gut hielt, oder ob er wollte, daß das Vererben in der Hand des Ältesten zusammenblieb, oder endlich ob die Mutter eine geheime Neigung zum Priesterstand hatte: genug, Aurelio wurde für die Kirche bestimmt. Er lebte zum achtzehnten Jahre bei den Eltern, erwarb eine nach seiner Meinung große Gelehrsamkeit in der lateinischen Sprache und soll nun einem Priesterseminar übergeben werden. Der Vater hat bereits alle nötigen Schritte getan, und die im folgenden zu erwähnende Schwierigkeit von Seiten des guten Aurelio dazwischen gekommen ist, so hat er mit dem ehrwürdigen Rektor des Seminars abgemacht, daß er Aurelio mit einem Brief zu ihm schicken wird; man wird dann Aurelio im Kloster behalten, und wenn er sich etwa sträuben sollte, einen gelinden Zwang anwenden.

Der Vater hat also einen Brief in der Hand, der sauber geschrieben und zugeseigelt ist, reicht ihn dem Sohn und sagt freundlich, daß er ihn sofort dem Rektor des Priesterseminars überbringen sollte; die Mutter steht daneben und wickelt sich mit dem Schürzenzipfel die Augen; Aurelio nimmt fröhlich den Brief, sagt strahlend: „Wird besorgt!“ und zieht ab, indem er schmetternd Truffaldins Liebeslied in die Lüfte juchelt, aus dem Stück, das augenblicklich gespielt wird; natürlich kann er Truffaldins Rolle auswendig.

Truffaldins Wohnung liegt auf dem Weg; Aurelio deutet natürlich, daß der Brief ja Zeit hat, und beschließt, einen Augenblick bei seinen Freunden vorzusprechen; er findet sie noch zu Hause, und bald hat eine lebhaftere Unterhaltung zwischen ihm und Isabella begonnen; Truffaldin hört etwas mitmütig zu, wir müssen zugeben, daß er auf seinen Freund nicht eifersüchtig ist.

So, wir müssen auch mit der Sprache heraus über eine Schändlichkeit Truffaldins. Truffaldin ist selber heimlich an Aurelios Vater gegangen, hat ihn auf die Theaterleidenschaft seines Sohnes aufmerksam gemacht und ihm den Rat gegeben, so lange es noch Zeit sei, ihn im Priesterseminar zurückhalten. Truffaldin ist natürlich in den besten Jahren, Isabella hat bereits die Mitte der Zwanzig erreicht; wir wissen auch nicht, ob die Eifersucht begründet ist; aber Leichtsinnigen beanspruchten ja keine logische Begründung, sie sind eben da, und kurz und gut, Truffaldin ist eifersüchtig, und es scheint ihm sicherer, wenn Aurelio im Priesterseminar ist.

Wie Aurelio jetzt wieder unaufrichtig Süßholz raupelt, sagt er dann, was er vorhabe; Aurelio erzählt von dem Briefe und sagt, daß er den auch morgen abgeben könne. Truffaldin ist sich natürlich darüber klar, daß der Brief bedeutungsvoll ist, aus der Erzählung des guten Aurelio geht auch hervor, daß der Vater ihn wichtig gemacht hat. Er klopft innerlich einen kurzen Kampf, ob er die beiden allein lassen soll, dann sagt er entschlossen: „Mir den Brief, ich komme in die Nähe des Klosters und will ihn abgeben.“ Aurelio ist sehr darüber, daß er die reizende Isabella nun allein umgeben wird, überreicht ihm den Brief und schärft ihm ein, daß er ja nicht etwa gleich wieder fortgeht, wenn er ihn abgibt, sondern auf Antwort wartet.

Truffaldin pilgert also zum Kloster und freut sich, daß er den unbehaglichen Freund nun bald los sein wird. Er gibt einen Brief ab, der Herr Rektor kommt ins Wartezimmer, sieht ihn sich interessiert an, sagt erlaut: „Sie sehen aber mal alt aus!“ Das ist einem Schauspieler recht unangenehm, wenn man ihn alt findet. Truffaldin antwortet also beleidigt: „Alt, ich, alt? Ich bin noch zwanzig!“ Der Herr Rektor winkt mit einer milden Handbewegung und sagt: „Ich weiß, ich weiß, ich habe Ihren Taufschein.“ Zwei kräftige Männer treten auf und bitten Truffaldin, ihnen zu folgen, und kurz und gut, Truffaldin wird in ein festes Gewand gebracht; da wollen wir ihn zunächst lassen.

Aurelio sitzt inzwischen bei der liebrenden Isabella, hält ein Bünd Strichwolle, das sie auf ein Knäuel wickelt, hilft ihr die Saften an ihrer Jacke schließen, denn es wird allmählich Zeit, ins Theater zu gehen; da Truffaldin immer noch nicht zurückkommt, so nehmen die beiden an, daß er sie im Theater erwartet, und gehen dorthin; im Theater treffen sie ihn nicht. Die Vorstellung muß gleich beginnen, der Direktor rast im ganzen Hause umher und sucht ihn, der Direktor kommt und ist besorgt. Alles fragt nach Truffaldin, das Publikum beginnt zu husten, zu rufen, zu schreien; Truffaldin ist nicht da. Aengstlich stehen die Schauspieler auf einem Ganzen, der Direktor reißt sich die Haare aus; das Stück kann doch nicht beginnen, wenn Truffaldin fehlt; da reißt Aurelio vor und sagt: „Ich will einspringen!“ Isabella glaubt, daß er die Rolle kann, der Direktor seufzt, auch die Ähneln und sagt endlich: „Na, meinetwegen! Der soll aber morgen einen Strafzettel kriegen, daß er auf den Rücken fällt!“ Aurelio wirft sich schnell ins Kostüm, Isabella schämt sich, Aurelio hat einen Weisfall, ein Händelattchen, ein Trampeln, ein Ausen, einen Jubel, ein Losen, ein Rufen, daß sämtliche Katten, die sich im Theater aufhalten, nervös werden und mit eingeklemmten Schwanz in die Nebenhäuser flüchten; die Besitzer der Säuler haben später eine Klage deswegen gegen Aurelio angestrengt, die natürlich abgewiesen wurde.

Nach der Aufführung wartete das Publikum am Ausgang; da steht ein Wagen: die Pferde werden ausgespannt, man sieht Aurelio in den Wagen, Isabella, die mit ihm herankommt, zu ihm, und nun ziehen die kunstfertigen jungen Leute die beiden zu Truffaldins Wohnung. Vor der Haustür will Aurelio noch eine Dankrede halten, die Nahrung erregt seine Stimme, er stammelt nur immer: „Ach danke, meine Freunde, ich danke, meine Freunde.“ Isabella zieht den halb Bewußtlosen nach oben.

Am andern Tag ist Truffaldin immer noch nicht wieder zurück. Der Direktor erklärt, daß Truffaldin kontraktbrüchig ist, daß er Aurelio an seiner Stelle engagiert. Isabella fällt ihm um den Hals und küßt ihn; Aurelio ist noch immer wie im Traum; er drückt dem Direktor warm die Hand und sagt: „Ich verspreche Ihnen, der erste Schauspieler des Jahrhunderts zu werden.“

Aurelios Eltern nehmen an, daß ihr Sohn im Kloster gut aufgehoben ist und fleißig die Summa des heiligen Bernhard studiert, und halten es für richtig, wenn sie ihn zunächst eine Weile sich selbst überlassen. Aurelio hat auch keinen Grund, seine Eltern zu besuchen, und so würde denn alles gut gehen, wenn von Truffaldin im Kloster nicht merkwürdige Dinge geschähen.

Man hat ihn zunächst in seiner Zelle mehrere Tage sich selbst überlassen. Buntlich bekommt er durch einen Aufwärter sein Essen in die Zelle geschoben, ein sehr gutes, sehr reichliches Essen; die Bekenntnisse des heiligen Augustin und Brevier liegen zu seiner Unterhaltung auf einem hübsch geschnittenen Betspult; aber Truffaldin macht keinen Gebrauch von den Büchern, da er nicht Latein kann.

Endlich kommt der ehrwürdige Direktor zu ihm. „Nun, mein Sohn“, fragt er, „hast Du nun in diesen Stunden der Einsamkeit Dein Leben vor Deinem geistigen Auge vorüberziehen lassen?“ Truffaldin ist sich natürlich klar, daß der Rektor ihn für Aurelio hält, daß er von dem Alten Auftrag hat, den guten Aurelio gefügig zu machen. Er versucht, ihm den Irrtum zu erklären. Aber auf den Alten hatten die Erzählungen Truffaldins von dem Leben Aurelios mit den Schauspielern — sie waren, müßten wir zugeben, recht übertrieben — einen solchen Eindruck gemacht, daß er seinen Sohn dem Rektor als einen äußerst raffinierten Burschen geschildert hatte. Nacheinander schüttelt der Rektor sein ehrwürdiges Haupt, wie Truffaldin ihm sagt, daß er gar nicht Aurelio ist. „Ich kenne Dich, mein Sohn“, antwortet er: „Deine Künste sind zweifelslos. Aber Du hast einen guten Kern. Schon mancher Jüngling, der von seinen Angehörigen aufgegeben war, ist zu uns gekommen. Im Laufe meines Lebens habe ich viel Erfahrungen gesammelt; ich kann Menschen beurteilen. Als ich Dich erblickte, sagte ich mir: dieser Jüngling ist nicht verloren; ich werde ihn noch retten, denn er ist zu retten.“

So sprach der Rektor eine Weile, und was auch Truffaldin sagen mochte, es war alles vergeblich. Deshalb beschloß er denn, sich in das Unvermeidliche zu fügen, damit er mehr Freiheit bekomme und eine Gelegenheit finden könne, aus der Gefangenschaft zu entweichen. Freundlich sagte der Rektor, als er nicht mehr widersprach: „Ich dachte es mir ja, mein Schatzkinder hat mich noch nie getäuscht. Bete, mein Sohn. Auch ich will beten, wir alle, damit Deine Besserung anhäuft.“

Zunächst trat nun aber keine größere Aenderung in Truffaldins Leben ein; nur daß ihn von jetzt an der Rektor täglich besucht. Der arme Truffaldin dachte ja recht wenig an sein Seelenheil; er dachte an Isabella, an Aurelio, der nun alle Freiheit hatte, sich Isabella zu nähern. Ach, wenn er gewußt hätte, daß das, was wirklich geschah, viel schlimmer war, als was er fürchtete!

Nach einer Weile ließ man Truffaldin an den Unterrichtsstunden teilnehmen. Mit einem Secoursismus sondergleichen folgte er dem Vortrag; die Lehrer merkten bald seinen Eifer; der Rektor kündigte ihm an, daß er ihn aus seinem Einzelgefängnis befreien wolle; er wurde in einen Saal geführt, in dem ein Dutzend Seminaristen zusammenwohnten; nun spähte er nach Gelegenheiten, zu entkommen; aber die Fenster des Saales waren vergittert, und die Tür war immer abgeschlossen; zum Unterricht und zum Essen wurden die Zöglinge geführt.

So verging nun eine längere Zeit. Einmal Tages kam der Ordensgeneral, um das Kloster zu revidieren. Der Rektor erzählte ihm von der Studienanstalt, von den einzelnen Schülern, auch von unserem Truffaldin und seinem schnellen Einleben, der guten Auffassungsgabe und dem frommen Eifer. Der General hatte Lust, sich den jungen Mann anzusehen; es war schon gegen neun Uhr abends, wo die Seminaristen bereits im Bett liegen; aber da der General am andern Morgen früh weiterreisen wollte, so ging er mit dem Rektor und den Lehrern zu dem Saal, in dem Truffaldin sich mit den anderen aufhielt. Der Rektor zog den Schlüssel aus seiner Kutte und wollte ihn eben ins Schloß stecken; da erscholl ein lautes Rufen durch die Tür. Der General machte eine Handbewegung, beute sich zum Schlüsselloch und sah durch; die anderen legten das Ohr an die Tür und horchten angestrengt.

Sie hörten merkwürdige Dinge. „Isabella, ich weine Tränen“, sagte eine tiefe Stimme. „Der Geld hat, der braucht nicht zu weinen“, antwortete eine Frau; „ich bin ein armes Mädchen, ich kann nicht bloß einen Liebhaber haben.“ „Es sind Frauen im Kloster“, sagte ernst der General. Die Mönche sind bleich geworden. Der General befiehlt durch eine Handbewegung dem Rektor, zu öffnen.

Wie die Tür aufgeht, da sehen sie den jüngsten der Seminaristen, die Kutte niedergestreift und hinten schleifend, den Oberkörper im bloßen Hemd, so daß er aussieht wie eine Dame mit einer weißen Taille und einem schleppenden, braunen Rock; ihm gegenüber steht Truffaldin in dem Anzug, in dem er ins Kloster gekommen ist; auf den Stühlen vor ihnen sitzen die anderen Seminaristen und bewundern das Spiel der beiden.

Nach an demselben Abend ist Truffaldin aus dem Kloster entlassen. Er geht er den Berg hinab zwischen Gartenmauern, durch die Strahlen und Gassen, bis er vor seinem Hause steht; es ist etwa elf Uhr, als er die Tür zu seinem Wohnzimmer öffnet.

Aurelio und Isabella sind aus dem Theater gekommen und essen ihr Abendbrot. Aurelio sitzt vor dem Tisch auf einem Stuhl, Isabella auf seinem Schoße; vor ihnen liegen geröstete Kastanien; Isabella hat gerade eine Kastanie geschält und schiebt sie liebevoll Aurelio in den Mund.

## Eine Prophezeiung des Luftkriegs.

Vor etwa 250 Jahren arbeitete der skandinavische Gelehrte Lana an einem umfangreichen Werk, in dem er die Bedeutung der Luftschiffe zu beweisen suchte. Hierbei stützte er sich auf die Erfahrungen, die von dem Physiker v. Guericke, dem Magdeburger Bürgermeister, gemacht worden waren. Lana dachte sich ein Luftschiff, das derartig gebaut wäre, daß die Luft aus großen Kugeln herausgepumpt würde, an die Gondeln angehängt werden sollten. Indes überließ er dabei ganz, daß derartige Kugeln, um dem äußeren Luftdruck zu widerstehen, so solid gebaut werden müßten, daß das Luftschiff viel zu schwer zum Aufstieg werden würde. Wenn aber auch seine Idee daher unmöglich zu verwirklichen gewesen wäre, so war er sich doch damals schon vollkommen klar über die Bedeutung, die der Luftkrieg dereinst gewinnen würde. Er schrieb nämlich:

„Gott möge verhüten, daß eine derartige Maschine wirklich jemals konstruiert werde, um die traurigen Folgen zu verhindern, die sowohl die bürgerliche wie die politische Ordnung der Menschheit stören würde. Jedermann wird ja leicht einsehen, daß in einem solchen Falle keine Stadt vor einem Ueberfall sicher wäre, da ja ein Luftschiff jederzeit über ihr erscheinen und Soldaten dorthin befördern könnte. Dasselbe würde mit privaten Besitztümern und Fahrzeugen geschehen, die über den Ozean eilen. Ja, wenn das Luftschiff sich auf ein Schiff niederließ, könnte es die Vertauung erfassen und, selbst ohne ganz und gar herabzukommen, das Fahrzeug mittels herabgeworfener Eisenstücke zum Sinken bringen, die Mannschaft töten oder das Schiff mit künstlichen Feuer, Kugeln und Bomben in Brand stecken. Und so könnte nicht nur mit Schiffen verfahren werden, sondern auch mit Häusern, Schlössern und Städten, über die das Luftschiff, ohne die geringste Gefahr zu laufen, alle möglichen Gegenstände herabschleudern könnte.“

Sechs Jahre, nachdem Lana dies geschrieben hatte, ließ ein Professor Lohmeier einen seiner Schüler diese Theorie in einer Doktordissertation behandeln und schrieb selbst darüber: „Hat Gott die Erfindung von Schwertern, Flinten, Kanonen und Pulver nicht verhindert, mittels deren nun schon so viel Blut geflossen ist, warum sollte er dann diese Kunst verhindern? Der Staat würde, falls es so weit käme, schon Schutzmittel gegen solche Luftschiffe finden, und so wie wir heute gegen Gelehrte und Kanone gegen Kanone gebrauchen, würden wir dann auch Luftschiff gegen Luftschiff in den Kampf schicken und förmliche Luftkriege führen.“

## Dermisches.

Die Rose in der Kulturgeschichte und Poesie. Keiner Blume wurde von jeher eine solche Verehrung zuteil, wie der Rose. Schon im Altertum hieß sie die Königin der Blumen oder die Blume der Blumen. Bei den alten Griechen war sie Aphrodite, der Göttin der Liebe, und Eros geweiht. Sie war allgemein das Sinnbild der Anmut, der Schönheit und der Jugend, wegen ihres raschen Vergehens aber auch das des schnellen Verfalls und der Vergänglichkeit alles Irdischen. Wie keine Blume mehr Verehrer und Verehrerinnen gefunden hat als die rasch welkende Rose, so hat auch keine so viele Dichter gefunden. In Griechenland und im alten Rom, im Persien der alten Zeit, überall wird die Rose als schönste Blume von den Dichtern gefeiert. Die Morgenröte nennt sie Homer, und unzählige Dichter der Alten wissen Herrliches über die Rose, aber auch Wehmütiges über ihr rasches Verwelken zu berichten. Anthonius singt im 4. Jahrhundert unseres Zeitalters: Einen einzigen Tag umfaßt das Leben der Rose, Das in einem Moment Jugend und Alter verknüpft und weiter:

Blühe die Rosen, o Mädchen, so lange sie grüner und süßer, Blühe, daß auch dein Lenz schnell wie die Rose vergeht. Jirbust, der größte persische Dichter, singt von der Rose: Siebzehnmal die Rose blühte, Siebzehnmal ist sie verwelkt; Und die Nachtigall besang sie Und verstummte siebzehnmal. Auch in Deutschland gibt es kaum einen Dichter, der der Rose nicht ein Gedicht oder mehrere gewidmet hätte. Altmeister Goethe sang:

Sah ein Knab' ein Mädellein stehn . . . und in „Germanen und Dorothea“ heißt es: Aber Rosen reude genug zum häuslichen Kranze. Bald als Lilie schlingt silberne Rode sich durch.

## Bei Lieferants . . .

Bei Lieferants ist Sommerfest im Park, wo man trinkt und eßt. Ein Mond ist künstlich angebracht; der macht beliebig Vollmondnacht. Es spielt sein Licht auf kleinen Seen, wie auch auf ausgestopften Nehn. Kein Bößchen steht am Himmel hoch, die Linde duftet . . . muß sie ooch! Ein Frauchen ruft mit süßen Schall: „Geh, Max, bring doch die Nachtigall!“ Es wird die Nachtigall gebrocht, es glüht der Mond, es tauft die Nacht. Erhebung laut vom Firmament um hundert — ach um mehr Prozent . . . Mensch, dem der Krieg das Herz zerreiht: Die hier sind Sieger . . . daß du's weißt! Peter Scher im Simplicitätsthum.

## Heiteres.

Wazu der Dampf gut ist. „Die Naturgeschichte, mein Junge, ist die Lehre von Ursache und Wirkung. Aus diesen Kessel z. B. steigt der Dampf aufsteigen, du weißt aber nicht, warum . . .“ — „O doch, Papa. Der Dampf steigt auf, damit Mama deine Schuhe öffnen kann, ohne daß du's weißt.“

Seite 2.  
onale Lage  
sieht. Die  
des Kriegsw  
nd.  
Nach der  
chen zuffi  
b Soldaten  
nischlichen  
den Rat  
Regierung  
n von An  
konne.  
Petersb.  
rettern g  
nken zur  
lung zum  
Belegte  
zu gegen  
Bedingun  
morden.  
Sigung  
und S  
Differenz  
Gewalt  
waren mit  
waren auf  
Arie.  
melben  
und Sold  
re Krieg  
nimmten  
revolution  
Krieges.  
r sich ab,  
s verlang  
henfall  
offmann,  
legenheit  
„Times“  
eine form  
zweifeln,  
ig wie für  
en wird,  
kaustischen  
estat Hoff  
egramm an  
enthalten  
Lung aus  
Zweck, Bef  
n Ausland  
ausgespro  
Boraussetz  
föhen Te  
ahs Bundes  
ns habe in  
der an rem  
nen, neut  
ngen und  
Böcker, au  
Triffie aus  
g der deut  
r Grimm  
Beineis  
de noch  
te der  
den frug  
folgen  
d in dem  
zurzeit  
er Dan  
ganz be  
schaffen.  
in Wolle  
in der  
„Noch“  
lichen  
mebere  
lavel  
Beurthe  
dann vor  
lang ge  
wurden  
gegriffen,  
Der le  
Bem hat  
auf  
auf  
zur  
vor. In  
redend  
zuge  
uarn  
schr  
auf  
nt  
Julat,  
aus  
Julat  
n  
ern  
en  
in  
und